

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [24]

Rubrik: Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle)

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

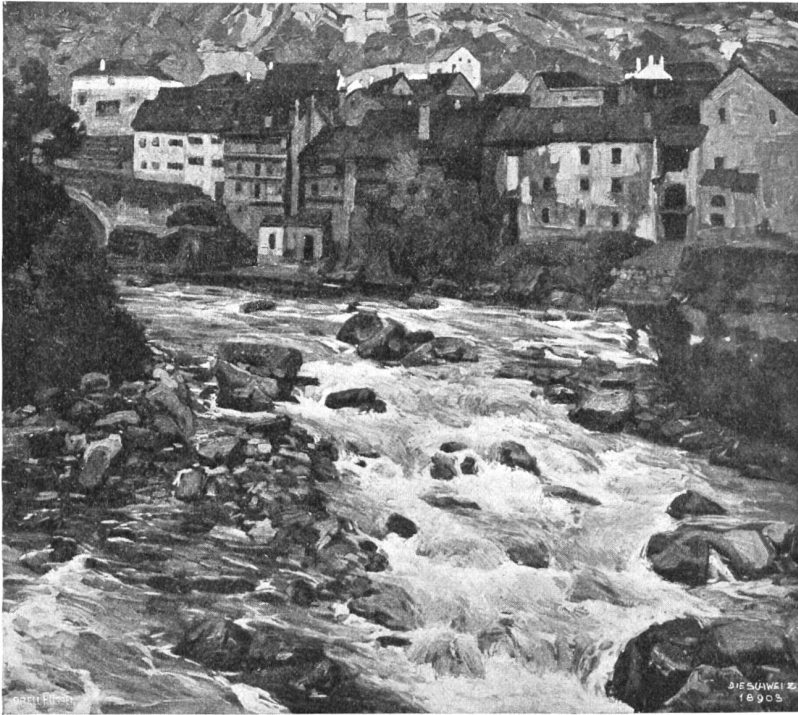
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Raphael de Grada, Zürich.

schaften haben. In den „Liedern“ Helene Ziegler*) treten gerade diese drei Züge hervor. Dabei läßt der Gedichtband auf große Konzentration schließen. Gewisse Stimmungen, die wir bei andern Dichtern finden, liegen ihr fern; die Gefühle aber, die sie bewegen, sind so tief empfunden, schlagen so warme Töne an, daß in unserer Seele, wenn wir je Ähnliches erlebt haben, eine Saite mitklingt. Gehen wir diesen Tönen ein wenig nach. Da lauschen wir dem fröhlichen Klang der Jugendfreude, der Lebensbejahung, wie in dem Gedicht:

Noch loht mir die Sonne tief im Gold,
Noch fährt in fliegendem Lauf mein Gespann;
Blutjunge Hengste ziehen daran.
Noch geht es fernab von Rot und Nacht usw.

Zu dieser Gattung gehören: „Frühjahrgewitter“, eine stimmungsvolle Landschaftsschilderung, ferner das an Bildern reiche „Leben“, das strophenweise Steigerung erzielende „Begeistert“, „Jahreswende“, mit seiner eindrucksvollen Knappheit, „Morgen“, mit seinem Goldglanz, usw. Zahlreicher aber sind jene Gedichte, in denen sich Wehmut in die Farbenpracht schleicht, Herbststimmungen, die der Dichterin besonders liegen. Man denke an: „Die Blätter fallen“, „Herbst“, mit seiner letzten Sonnenwärme; wir spüren die Nebelschleier an uns vorüberziehen in „Herbstnebel“ und „Im Herbst“, „In fremder Stadt“. Der Spätsommer bildet auch den landschaftlichen Rahmen zu dem hübschen Gedicht „Zum siebenzigsten Geburtstag“. Diese Herbstlieder führen uns hinüber zu den ernstesten Stimmen, die zu uns sprechen in „Erkenntnis“, in dem ergreifenden „Schmerz“, in „Wunden“ usw.

*) Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1914.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) III.

Jedes von Meinrad Lienert veröffentlichte neue Buch bedeutet für die Freunde der deutschen Literatur in der Schweiz ein Ereignis; dieser prachtvoll natürliche, durch und durch bodenständige Dorfgeschichtenschreiber mit seinem goldenen Humor und seiner feinen Kenntnis der Kindesseele, in deren Dar-

Gibt es keinen Trost für diese Stimmen? Die Dichterin hat eine ausgeprägte Vorliebe für mythische Stimmungen, in denen sie Versöhnung und Stille sucht und deren mildes Halbdunkel sie in poetischer Weise wiederzugeben versteht. Hierher gehören „Das blaue Strahlen“, „Maienandacht“, „Requiem“, mit seinem eindrucksvollen Rhythmus. Frommes Vertrauen spricht aus „Glaube“, und von geheimnisvollem Reiz ist „Caritas“:

Wenn gott- und welt- und menschvergessen
Du schlummerlos
Und seufzend auf dem Lager liegst,
Dann glaube, es knien im Dunkel Gestalten,
Die die mageren Hände gläubig falten,
Die die trockenen Lippen saft bewegen
Und flehn für dein Haupt um Trost und um
In einer bessern Stunde einmal [Segen.
War's, daß du ihnen dein Mitleid enthülltest,
Sie wieder mit leiser Hoffnung erfülltest
Und ihnen in ihrem armen Leben
Durch dich ein wenig Freude gegeben...
Das sind die Seelen, die nächtens bei dir.

Wem das Interieur bekannt ist, aus dem die Dichterin hervorgeht, der wird sich leicht den schönen Rahmen zum Gedicht „Die Mofcheenampel“ denken:

Sonntag war's. Zur Dämmerstunde,
Bei der Ampel warmem Licht,

Saßen wir im Saal. Und schauten
In den Strahl, den roten, trauten,
Träumten nur und sprachen nicht.

Schimmernd floß in bunten Wellen
Aus der Kuppel sanft der Schein,
Spielte zitternd wie im Tanze,
Wob mit seinem Zauberglance
Uns in duftige Märchen ein, usw.

Ein Lieblingsmotiv ist der „fallende Stern“, der verschiedentlich in origineller Weise auftaucht. Interessant ist auch immer, was uns die Dichter über ihre Muse vertrauen; wir nennen hier das reizende „Mein erstes Lied“, „Noch will ich schweigen nicht“, mit dem sangesfrohen Schluß: „Und schweigen will ich nicht, Da lebenswarm mich Lied um Lied durchflutet“ — und endlich „Muse“. Reich an Feuer und Tiefe, an echter Poesie ist der Abschnitt „Meine Seele deiner Seele“, der sich an eine Frau richtet und in dem sich uns das Talent der Dichterin am meisten enthüllt.

Nebenbei bemerkt: Helene Ziegler ist die Nichte Conrad Ferdinand Meyers, und einige unbewußte Anklänge an den berühmten Onkel würden sich nachweisen lassen. Noch vermag die Form den Stoff nicht überall zu bezwingen, noch ist dieser und jener Gedanke etwas ungeschickt ausgedrückt. Doch das sind geringe Mängel, und im allgemeinen sprechen diese Lieder in solch talentvoller Weise zu uns, daß wir uns rückhaltlos über ihr Erscheinen freuen dürfen und der Dichterin für ihre Morgengabe von Herzen dankbar sind.

Das Büchlein präsentiert sich in schmuckem rotledernem Gewande.

Bertha von Orelli, Zürich.

stellung er sich fast selber noch übertrifft und sicher von keinem zweiten übertroffen wird, diese, bei aller derben und fest zugreifenden, den Einfluß der Mundart nirgends verleugnenden Sprache, so unvergleichliche Feinheit und Zartheit in der Zeichnung vornehm fühlender und denkender Frauengestalten — all

das macht uns den „Juziliene“ aus Einsiedeln so lieb, daß wir ihn immer und immer wieder hören möchten, wie er seine aus Erinnerung und scharfer Beobachtung gewobenen Geschichten erzählt. Diesmal hat er ihrer zehn in einem Bande vereinigt, „Bergdorfgeschichten“*), wie er sie zusammenfassend nennt, darunter wahre Perlen schweizerischer Erzählungskunst, und der Verlag hat sie in einer Ausstattung geboten, die uns zeigt, daß man auch in der Schweiz schöne und schlicht-vornehme Bücher herzustellen vermag. Den grau-gelben soliden Leinenband schmückt als Umschlagbild eine vortreffliche Zeichnung des Zürcher Lehrers und Künstlers Hans Witzig; sie stellt den kleinen Meiredli dar, der, wie die erste Erzählung des Bandes, „Das blaue Wasser“, uns anschaulich mitteilt, den Berg hinunter an den Zürichsee schlittelt, um der Großmutter vom blauen Raß, wovon sie ihm erzählt hat, einen ganzen Krug voll heimzubringen, und der dann die Enttäuschung erlebt, daß es gar nicht blau ist, und nun den Krug erst recht füllt, um die Großmutter von ihrem Irrtum zu überzeugen. Aber auf dem Heimweg überrascht ihn die Nacht, und er gelangt schließlich zur St. Meinradskapelle und in das daneben stehende Wirtshaus oben am Egelberg, wo eben eine muntere Gesellschaft aus Einsiedeln verammelt ist, die nach altem Brauch eine Schlittenpartie mit einer Wallfahrt verbunden hat und nun beim zweiten, gemüthlichen Teil der Unternehmung angelangt ist. Dann lesen wir noch weiter in dieser von Humor durchleuchteten Geschichte, wie die Einsiedler den Meiredli mitnehmen, um ihn heimzuführen in ihren Schlitten, und wie ihm das Anneli das heraufgebrachte Seewasser verschüttet und er daran schuld ist, daß dieses Anneli und der Bäcker-Kari einander kriegen, wie sich's gehört. Es gibt da Szenen von so wundervoller Natürlichkeit und so geradezu zwerchfellerschütternder Lustigkeit, daß die Lektüre dieser ersten Geschichte den ärgsten Griesgram in sonnige Stimmung versetzen muß — und dabei handelt es sich um ein rundes, ganzes Kunstwerk, wie die schweizerische Literatur ihrer nicht zu viele besitzt. Daneben aber ist die Novelle „Die Schmiedjungfer“ unstreitig eines der von Lienerts unerschöpflicher Erfindungsgabe und reicher Kunst am meisten zeugenden Werke dieses Bandes. Dieser Schmied

Peter Kleinhaus, dessen zwei so ganz und gar verschieden geartete Töchter Kätherli und Portiuncula, deren Männer, der „geschmalzte Hobelspaner“ Karliseff Gagelmann, der das Leben stets von der heitern Seite nimmt, und der Schneider Pipenhennner, der das Fliegen erfinden will und in der äußerlichen Frömmigkeit so gut zu Portiuncula paßt, dann das edle, dankbare Waisenkind Bethli, die treue Magd des alten Schmieds, die ihm, da er von den Töchtern nur ausgeplündert und dann im Stich gelassen wird, alles opfert, um ihm zu helfen — was sind das alles für lebenswahr gezeichnete Gestalten! Wie viel tiefen Ernst und wie viel echten Humor hat

der Dichter in diese Geschichte hineingeheimnigt, daß einem manchmal unwillkürlich Gottfried Kellers Name auf die Lippen kommt, so in der tollen Szene, wo die Töchter und Schwieger söhne des Schmieds und der geflügelte Pips, des Hobelspaners Hund, nach des Vaters Verlobung in der Schmiede auftauchen und andernorts. Ich kenne wahrlich wenig Novellen in der deutschen Literatur, die so an Meister Gottfrieds Kunst erinnern und doch das bodenständige Eigengewächs eines durchaus unabhängigen Dichters sind, so ihre eigene Sprache besitzen wie diese prächtige Erzählung, die allein genügt, die Bedeutsamkeit dieses Geschichtenbandes zu beweisen. Daneben gibt es aber noch eine ganze Reihe schöner Stücke darin, nicht zuletzt die fröhliche Erzählung vom „Jungferntaub“, welche die „Schweiz“ seinerzeit ihren Lesern bieten durfte. Kurz: wer Meinrad Lienerts meisterhafte Erzählungskunst kennt, der wird diesen Band zum Besten zählen, was er schon von diesem Dichter gelesen, und für den, der sie noch nicht kennt, ist hier Gelegenheit geboten, sie bewundern zu lernen.

„Das Haus zum großen Kefig“, eine Erzählung von Ruth Waldstetter*) (Schriftstellername für Martha Geering, Basel) ist ein gut entworfenes Gemälde aus einer alten Stadt am Strom, der wohl die Heimatstadt der Verfasserin einige ihrer charakteristischen Züge geliehen hat. Eine Familiengeschichte ist's, und Jakob Wohltraut, das Haupt der Familie, erlebt darin, daß das alte und renommierte Modenhaus, das er, der Sohn aus dem angebauten „kleinen Kefig“, sich erheiratet hat, infolge der Konkurrenz durch die Warenhäuser und eigener unglücklicher Spekulationen in Schwierigkeiten gerät, worunter seine Angehörigen schwer zu leiden haben. Da ist der Sohn Gerhard, der auf seinen Lebensplan verzichten muß, da ist Eva, die Tochter, deren Ausbildung zur Sängerin fast unübersteigliche Hindernisse zu überwinden hat, und die herzkrankte Mutter und Gattin Elisabeth erliegt schließlich den schweren, auf dem Hause lastenden Sorgen. Es gibt da recht gute Milieuschilderungen, und die Handlung ist interessant, zum Teil sogar packend vorgetragen, in guter, nicht eben allzu persönlich gefärbter Sprache. Einzig gegen das Ende hin, etwa von der

*) Berlin, Gebrüder Paetel, 1913.



Raphael de Grada, Zürich.

Bach im Winter (bei Berggün).

*) Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1914.

Liquidation des Geschäftes an, scheint mir die Sache einwenig im Sande zu verlaufen und flacher zu werden. Immerhin, eine erfreuliche Arbeit, die bei noch größerer Konzentration sicher gewonnen haben würde, sich jedoch gut und angenehm liest und in der zum Teil vortrefflich gelungenen Charakteristik der darin gezeichneten Persönlichkeiten ein Talent verrät, dem wir gern wieder auf dem schweizerischen Büchermarkte begegnen werden; denn es sind Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden, die allerhand Erwartungen wecken. Zum Schluß freilich kann ich die eine Bemerkung nicht wohl unterdrücken: falls uns Ruth Waldstetter auf einer ihrer literarischen Wanderfahrten wieder nach München führen sollte, dürfte sie vielleicht den Rat beherzigen, die Münchner lieber nicht in ihrer Mundart reden zu lassen; denn dieser Dialekt, den die Frau Kabisch dem Onkel Jäger vorsetzt, ist alles andere eher als münchenerisch, oder noch besser: so wenig münchenerisch wie alles andere.

Alexander Castell, dessen trefflichen Novellenband ich bereits als das Werk eines echten Künstlers von feinsten ästhetischer Kultur habe empfehlen können, hat uns ferner einen neuen Roman geschenkt: „Büßer der Leidenschaft“ (*). Das dort gespendete Lob kann für dieses Werk wiederholt werden, und zwar ohne Einschränkung; es dürfte in der deutschen Sprache wenig Werke geben, die sich durch ihren überaus eleganten Stil, die treffliche Technik im Aufbau, die scharfe Charakterzeichnung, die absolute innere Notwendigkeit des Geschehens in gleichem Maße auszeichnen wie dieses Buch, das ich in gewissem Sinne als den Abschluß einer Serie von dichterischen Erzeugnissen bezeichnen möchte, die das Thema Liebe und Leidenschaft in den verschiedensten Erscheinungsformen im gesellschaftlichen Leben variiert haben. Besonders die Welt, in der man sich nicht langweilt, hat dieser an den bedeutendsten Realisten der französischen Literatur geschulte und dennoch selbständige und ursprüngliche Dichter meisterhaft zu zeichnen verstanden. Auch hier führt er uns in das selbe Milieu und entwirft uns ein Bild von fast beispielloser Ueberzeugungskraft und Folgerichtigkeit, indem er gewissermaßen die Tragödie des raffinierten Genußes vor unsern Augen zum Ende kommen läßt. Baron Effingen, ein Mann von hoher Geisteskultur, feinnervig, ein raffinierter, genüßfroher „Lebenskünstler“, fühlt sich von den bisherigen Raffinements geistigen und physischen Genießertums plötzlich ermüdet, abgestoßen, übersättigt und kehrt zu seiner Gattin Georgette und dem Knaben Berni zurück, die er bisher in seiner Villa am Genfersee vollkommen sich selbst überlassen hatte, während er in Gesellschaft seines Freundes in Paris und auf den großen europäischen Rennplätzen seinen nobeln Passionen gelebt, bis ein Zufall den Fünzigjährigen an das Herannahen des Alters mahnte. Jetzt überfällt den alten Herrn ein Gefühl der Vereinsamung, und dieses weckt den Wunsch in ihm, seiner jungen Frau und dem zwölfjährigen Sohne näherzukommen, ihnen endlich etwas zu bedeuten. Er ahnt nicht, welche tragischen Folgen dieser Wunsch durch unselbige Verkettungen der Umstände haben wird, und diese Tragödie entwickelt sich nun mit verblüffender Selbstverständlichkeit innerhalb der nur vierzehn Tage, während deren die Handlung dieses Romans spielt. Die junge Georgette, ihr noch jüngerer Geliebter Remy (der Sohn des Freundes, den Effingen selber veranlaßt hatte, als Gast in sein Haus zu kommen) und der kleine Berni spielen in dieser Tragödie die Hauptrolle, und das Opfer ist nicht etwa der Baron, sondern der unschuldige Knabe, dessen Tod gewissermaßen das Resultat dessen ist, was der Vater an seiner Familie gefehlt hat... Also ein wahrer Fund für einen Tendenzdichter und Moralisten, nicht wahr? Gewiß! Aber Castell ist in erster Linie Künstler und Dichter, und zwar einer, der mehr als sonst ein schweizerischer Autor seine Werke klug berechnet, mit dem Verstande schreibt, zudem als geistvoller Causeur und mit einer Objektivität, die ihm jedes persönliche Urteil streng verbietet. Lediglich die Logik der Tatsachen, lediglich die seelischen Vorgänge in den dar-

gestellten Personen und die daraus entstehenden Konsequenzen sind hier mit meisterhafter architektonischer Sicherheit zu einem lebenswahren Ganzen verbunden, in einem Stil, der so vollkommen unschweizerisch klingt, daß uns eine Wendung, wie etwa die Frage des Nachbarn Marthal: „Wo ist auch Bern?“ ihres schweizerischen Tonsfalls wegen beinahe stört (S. 192); aber dieser Stil zeugt von einem so sichern Gefühl für den Rhythmus der Sprache, ist so fein abgewogen, daß er in seiner Eleganz schwerlich seinesgleichen findet. Der Roman dürfte wohl unter den Büchern dieses Jahres mit zu den bedeutendsten zählen und bringt zudem im Bunde mit den frühern Werken Castells eine völlig neue Note in die deutsche Literatur unseres Landes.

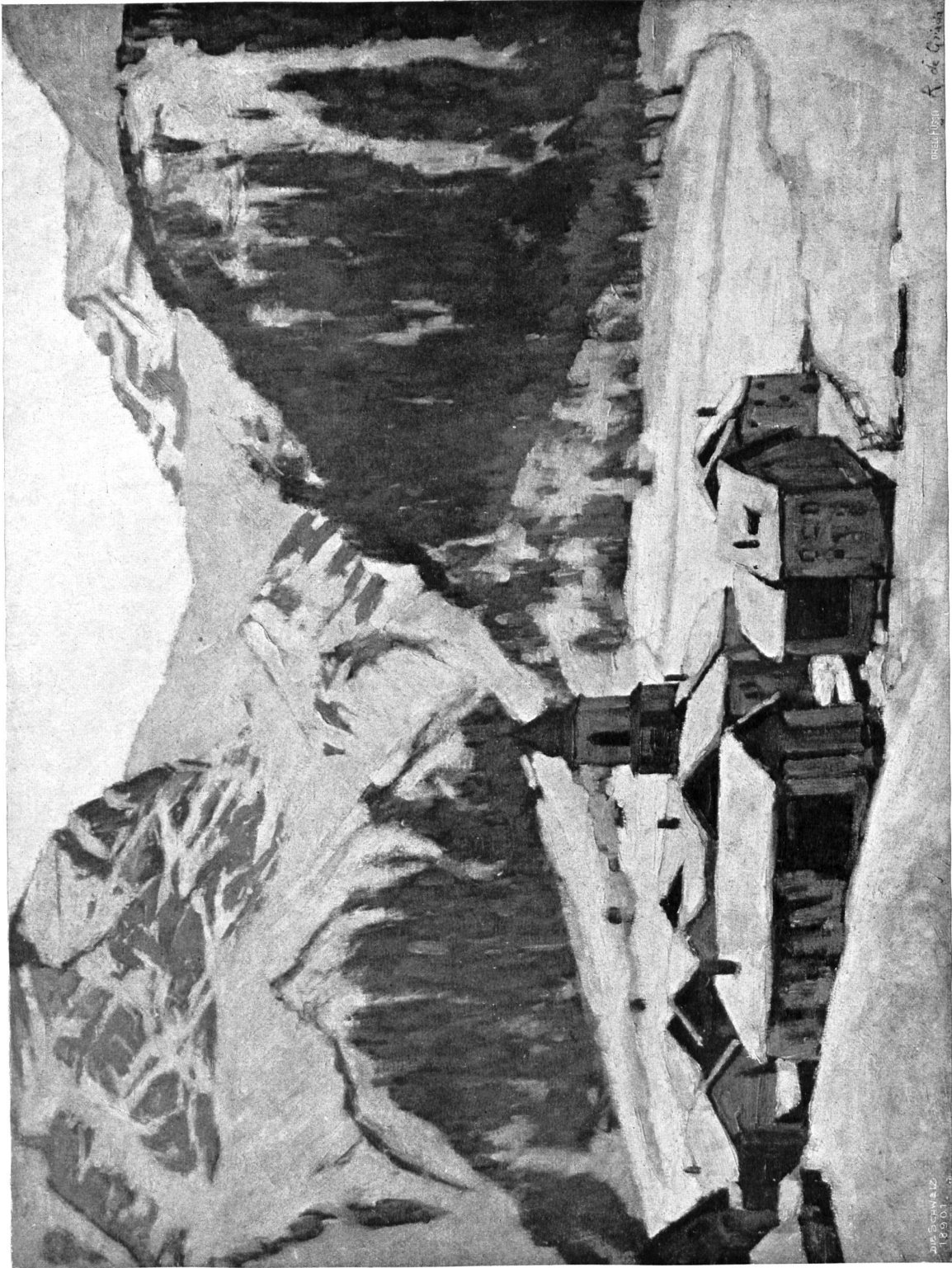
Eine reizende Arbeit ist das Büchlein „Am Kachelofen“ von Hans Bloesch*). Der kleine Hansjörg, dem es gewidmet ist, wird allerdings schon ein großer Hansjörg werden müssen, bis er das durch seine Ankunft und Existenz veranlaßte Werkchen seines Vaters ganz wird genießen können, und das Büchlein, dem Hans Bloesch die Bilder auf den Kacheln des alten Ofens in nachdenklichen Geschichten, Ausblicken ins Leben und seinen Stimmungsbildern auf die allerliebste Art erklärt und ausdeutet, wird sich als großer Mann einmal daß verwundern darüber, für wie klug und verständig ihn dieser Vater vor — sagen wir mal — sechzehn bis zwanzig Jahren etwa gehalten hat, als er ihm in zarter und eindrucksvoller Sprache diese an Stimmung und hübschen Gedanken so reichen Sachen erzählte. Wie Gedichte in Prosa muten uns diese Kapitelchen an, und aus ihrer Gesamtheit ergibt sich ein Bild des bunt bewegten Lebens, das noch vor dem kleinen Hansjörg liegt mit all den guten und schlimmen Möglichkeiten, die der Vater bereits aus den Kachelofenbildern herausliest, mit Humor und wohl auch ab und zu mit ein bißchen Wehmut, wie es so kommt, wenn man da und dort im eigenen Leben eine verpaßte Möglichkeit zu bemerken glaubt. Vergangenheit und Zukunft, zum bunten Traum verwoben, gleiten sie an dem kleinen Hansjörg vorüber; aber ein heller lebensfreudiger Ausklang, fast als Motto des prächtigen, nachdenklichen Büchleins, liegt in dem schönen Kapitel, dem vierzehnten, wo der Vater aus den Kachelbildern liest, wie einer auszog, Geld zu holen, und etwas Besseres heimbrachte, nämlich die Lehre, „daß die Welt schön und sonnenfreudig ist“ und daß man „bedürfnislos und mit Wenigem zufrieden sein“ soll. „Und wo Freude ist, da ist auch der Trieb zum Arbeiten“. Emil Cardinaux hat das Bändchen mit sehr hübschen Vignetten geschmückt, und die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Was aber der kleine Hansjörg heute noch nicht wird würdigen können, das wird nun den großen eine umso herzlichere Freude bereiten; möge es recht vielen in die Hand kommen!

„Das Gewitterkind und andere Novellen“ von Karl Frey**) verdienen in dieser Uebersicht wohl auch ein Plätzchen. Obwohl die Sprache in diesen Arbeiten noch nicht ganz ausgeglichen ist, so dürfen sie doch das Recht beanspruchen, als gute Volkserzählungen empfohlen zu werden. Die reifste davon ist wohl „Peter, der Narr“, worin gezeigt wird, wie ein geistig Armer, zum äußersten gebracht, das Haus seines Widersachers in Brand steckt, seine Tat aber sühnt, indem er seine kleine Freundin, das Fridli, aus dem brennenden Hause rettet und dabei selber den Tod findet — aber auch zum ersten Mal Liebe erfährt von denen, die ihn vorher stets verhöhnt und verstoßen hatten. Es steckt viel psychologische Wahrheit in dieser Geschichte. Auch die andern Erzählungen sind recht hübsch. Vor schiefen Bildern, wie etwa: „Vielleicht schrie eine geheime Faßer in Bammerts Herzen nach Verzeihung“, sollte sich der Erzähler noch mehr in acht nehmen; auch verfällt er da und dort in eine etwas papierern anmutende Sprache, besonders in der direkten Rede. Aber, wie gesagt, für das Volk und die Jugend stehen recht hübsche Sachen in dem Bändchen, das bei etwas

*) Bern, A. Francke, 1914.

**) Zürich, Art. Institut Drell Füßli (1913).

*) München, Albert Langen (1913).



Raphael de Grada, Zürich.

Berg im Winter.
phot. ph. & G. Sinf, Zürich.

geschmackvollerer Ausstattung wohl auch äußerlich gewonnen hätte; besonders der Einband und das Titelblatt können den Ansprüchen eines feinem Geschmacks gar nicht genügen.

P. Maurus Carnot hat einen Novellenband „Wo die Bündnertannen rauschen“*) auf den Weihnachtsfest gelegt. Seine früheren Arbeiten kenne ich nicht; doch nach der Lektüre der vorliegenden drei Erzählungen fühle ich wenig Lust, die Bekanntheit nachträglich zu machen. Die beste der drei Geschichten dürfte die mittlere „Der Kaplan von Selva“ sein; aber auch diese leidet unter der Sprunghaftigkeit der Darstellung und unter einem kontinuerlichen Pathos der Sprache, das uns ermüdet. Gewiß — da und dort gibt es eine hübsche Einzelheit; allein was ich überall schmerzlich vermissen, ist die Folgerichtigkeit der Ereignisse, jene innere Notwendigkeit, die jedes gute Werk der Erzählungskunst aufweisen sollte; die psychologische Motivierung steht meist auf sehr schwachen Füßen, besonders in der ersten Geschichte „Das Fräulein von Zerneß“, die einen leichten historischen Einschlag aufweist, während in der Novelle „Der Wilde Mann“ die Ermordung des Pompejus Planta durch Zenatsch und der Prättigauer Freiheitskampf das Schicksal eines jungen Bündners und seiner Liebe entscheiden. Die Stoffe wären nicht schlecht gewählt; aber die technisch und stilistisch unklare, verworrene und sprunghafte Bearbeitung weckt in uns nach der Lektüre das Verlangen, nach der schönen Bündnervelle Conrad Ferdinand Meyers zu greifen und uns an der abgeklärten Kunst eines Meisters von diesen durchaus unausgereiften Versuchen Carnots zu erholen.

„Aber — das ist ja ein Münchener Kind! In der Beilage zum Buche sagt er's doch selbst!“ Gewiß, ganz dürfen wir Fritz Müller nicht als Schweizer annekieren; indes wir haben früher so oft „Fritz Müller-Zürich“ gelesen, wenn die Jugend, der Simpel oder sonst ein Blatt etwas von ihm brachte, daß er sich's ein wenig doch gefallen lassen muß, umsomehr, als er seine neuesten „Alltagsgeschichten“ auch in der Schweiz herausgegeben hat**). Heute freilich wohnt er in Cannero in Italien, und — wer weiß, ob ihn die südlichen Nachbarn nicht auch noch für sich beanspruchen? Vor allem ist dieser Mann mit dem Allerweltsnamen ein Plauderer, zudem ein witziger und humorvoller Plauderer. Und Einfälle hat er! Einer besser als der andere! Man würde zum Beispiel gar nicht glauben, daß ein Badeofen mit den 720 Möglichkeiten, wovon 719 zu keinem Resultat oder zu irgend einem Unglück und nur eine zum explosionslosen Bad führen, ebensogut eine geradezu zwerchfellerschütternde Skizze oder Plauderei abgeben kann wie „Der Piccolo und die Elektra“. Letzteres ist nämlich die Elektra von Strauß! Wie Müller die zwei heterogenen Dinge zusammenbrachte, lese man selber nach. Er ist aber auch ein Poet; wenn er's in diesem Buch schon fast nicht wahr haben möchte und mehr Plaudereien und witzige oder humorvolle Feuilletons



Brescia Abb. 1. Domplatz. In der Mitte der Dom (Duomo nuovo), l. der Broletto mit «Torre del Popolo», r. die «Rotonda» (Duomo vecchio). Phot. Alinari.

bietet. Man lese die beispiellos atemberaubende Skizze „Feuer unter den Füßen“, und man zweifelt nicht mehr. Dieses (übrigens auch vorzüglich ausgestattete) Buch wird seinen Weg machen wie seine Vorgänger, und wenn man diese Sachen mit vergnüglichem Schmuzzeln genießt, da ein Feuilleton, das in seiner Art entzückend lustig klingt, dort eine kleine Erzählung, so muß man sich nur wundern, wo der Mann seine Einfälle alle her hat; sie müssen ihm förmlich zuregnen — und dann, wie natürlich, absolut nicht papiere er das alles vorbringt! Ganz ohne jeden sprachlichen Zierat. Und schließlich bleibt noch das, was hinter diesen scheinbar aus dem Ärmel geschüttelten Sachen liegt: der tiefere Gehalt. Er sieht wirklich hinter die Dinge, und was sich da äußert, ist der Gehalt einer abgeschlossenen Persönlichkeit und — ich wiederhol's — eines Dichters, der seine eigene Sprache, seine eigenen Gedanken hat und sie in echt poetischem Gewand uns vorstellt. Kurz, das Büchlein darf allen denen, die Sinn für feine Kleinkunst haben, empfohlen werden.

Zum Schlusse mag hier noch ein Buch für die Jugend erwähnt werden: das Märchen „Dieteisen“ von Hans Witzig*). Dieser Erzähler ist zugleich ein geschickter Künstler des Zeichenschnittes, und die Illustrationen, die er dem Bändchen beisteuerte, sind wirklich sehr hübsch geraten. Ich habe ihn schon zu Anfang des heutigen Artikels bei Anlaß der künstlerischen Ausstattung des prächtigen Buches von Lienerer nennen dürfen. Die Kinder werden an diesen Bildern sicher Freude haben. Dazu kommt der echt kindliche Gehalt des Märchens, das die Schicksale eines armen, aber tapfern Ritters erzählt, der, um die Hand der Prinzessin Firlifit zu gewinnen, den Niesen in deren Reich zu Fall bringt, nachdem er bereits im Waldreich des Pilzkönigs ein Abenteuer glücklich überstanden hat. Er lernt aber noch zur rechten Zeit die Wesensart seiner Braut kennen und findet in einer von des Pilzkönigs Zauber erlösten Prinzessin vollen Ersatz. Schlicht und kindlich ist das Ganze erzählt, und der gute Eindruck, den Witzig schon früher mit seinen „Musikanten“ als Jugendschriftsteller hinterlassen, be-

*) Zürich, Art. Institut Drell Hügli (1913).

***) Frauenfeld, Huber & Co., 1914.

*) Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1914.